Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 9 (1933)
Heft: 50

Artikel: Lebe wann du willst [Fortsetzung]
Autor: Sagunt, Carl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-752640

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lebe wann du willst

ROMAN VON CARL SAGUNT

Dreizehnte Fortsetzung

Copyright by Conzett & Huber, Zürich 1933

Gilley fand unschwer das «Majestic-Building», in dem Potter & Potter ihren Sitz hatten, eine Tafel, die anzeigte, daß diese Firma im 23. Stock zu finden war und sogar noch einen in Betrieb befindlichen Fahrstuhl. Er fuhr bis zum 25. Stockwerk, wartete bis der Fahrstuhl mit seinem Führer wieder in die Tiefe gesunken war und stieg dann bis zum 23. Stock hinunter. Dann wanderte er durch einen hallenden Korridor, an dessen Decke elektrische Birnen hinter feierlichen Milchglaskugeln brannten und stand schließlich vor einer Tür, die ein großes Messingschild mit der Aufschrift «Potter & Potter» trug.

«Hier also ist es!» dachte er, indem er sich die Tür genau ansah. Dabei überkam ihn ein merkwürdiges Gefühl. Gilley hatte nämlich in seinem Leben schon manches getan, worüber Leute die Nase rümpften, denen ein gütiges Schicksal jedes Steinchen aus ihrem Lebensweg und jede Versuchung von der Bahn ihrer Tugend weggeräumt hat. Aber er hatte noch nie gestohlen. Und es kam ihm komisch vor, daß er das tun sollte. Wenn es auch eigentlich gar kein Diebstahl war, sondern eine «Wiederbeschaffung». Gilley hatte vor dem Medicus einen tiefen Respekt und hätte ohne Bedenken jeden totgeschlagen, den Stobbs des Totschlagens für würdig erachtet hätte. Aber Klauen ging ihm wider den Strich.

Er drückte auf die Klinke der Tür, sie gab nach. Aber ehe er öffnete, ließ er sie noch einmal fahren und ging mit schnellen, leisen Schritten den Korridor entlang. Bald hatte er gefunden, was er suchte. Eine Drehung des kleinen schwarzen Schalters, und im Korridor erloschen sämtliche Milchglas-Sonnen. Wenn er nun die Tür zum Büro der Herren Potter & Potter öffnete, konnte kein Lichtschein ihn vorzeitig verraten.

Als er diesmal wieder an ihrer Tür angelangt war, öffnete er sie rasch und lautlos, um sie gleich wieder hinter sich zuzuziehen. Aber so großer Vorsicht bedurfte es eigentlich gar nicht. Die Herren im Nebenzimmer waren in ein recht lautes Gespräch, um nicht zu sagen in einen Streit verwickelt. Dieser Streit wurde von dem, den Gilley für einen Engländer hielt, mit Leidenschaft und offenbarer Nervosität ausgefochten, während der vierschrötige Yankee in der Verteidigung zu sein schien, sich aber damit nicht allzu viel Mühe gab.

«Mr. Potter», hörte Gilley den Engländer sagen, «ich protestiere gegen Ihre Geschäftsprinzipien! Zwei Drittel für Sie, ein Drittel nur für mich, das entspricht weder unseren Abmachungen, noch meinem Anteil an unserem Unternehmen. Sie berauben mich!»

«Oh, reden Sie nicht so pathetische Töne!» antwortete ruhig der Angeredete, indem er begann, die vor ihm aufgehäuften Dollarbündel in eine feste, schweinslederne Reisetasche zu verstauen. «Wo sind unsere Abmachungen, Mr. Benn? Zeigen Sie sie mir doch einmal! Und Ihr Anteil an unserem Unternehmen? Wer hat die Idee gehabt, daraus eine Lotterie zu machen? Sagen Sie selbst, haben Sie je gehofft, auch nur die Hälfte dessen, was Sie jetzt mühelos einstecken, zu verdienen, wenn Sie allein gewesen wären? Seien Sie nicht undankbar, Mr. Benn!»

«Und dann dieser plötzliche Abbruch! Es kommen doch mit jeder Post Briefe, die Lose bestellen und Dollars enthalten. Warum lassen Sie die im Stich?»

Mr. Potter sah den Engländer spöttisch an:

«Wenn Sie diese Dollarscheine noch sammeln wollen, Mr. Benn, bitte, ich habe nichts dagegen. Ich stelle Ihnen mein Büro von morgen an gern zur Verfügung, und Sie dürfen jeden Brief öffnen, der kommt. Nur will ich Sie in aller Freundschaft darauf aufmerksam machen, daß ich die Sitten und Gebräuche der hiesigen Polizei doch wohl etwas besser kenne als Sie. Und wenn ich darauf bestehe, unseren Mammon heute abend noch zusammenzupacken und zu verschwinden, so können Sie sich wohl denken, daß ich dazu meine guten Gründe habe. Aber wenn Sie tapferer sind oder eine reinere Weste haben als ich — bitte schön! Hier sind die Schlüssel. Betrachten Sie sich von jetzt ab als Eigentümer dieses Lokals. Die Miete ist bis Ende nächsten Monats schon bezahlt, die schenke ich Ihnen.»

Der Engländer wurde kleinlaut. «Aber bedenken Sie doch, Mr. Potter, ohne das Pulver wären Sie nie in den Besitz all dieser Gelder gekommen. Sie haben die Idee dieser Gelder gehabt, gut, das berechtigt Sie vielleicht dazu, die Hälfte unserer Einnahmen zu beanspruchen. Aber ich brachte Ihnen das Pulver, ohne das Sie nie eine Lotterie hätten machen können, und darum habe ich mindestens den gleichen Anspruch. Es ist nicht fair, wenn Sie das jetzt völlig vergessen zu haben scheinen.»

«Nichts habe ich vergessen!» brummte Mr. Potter. «Aber was schwatzen Sie da von Ihrem Pulver? Habe ich es oder haben Sie es? Ich könnte nach Fug und Recht die Hälfte davon für mich verlangen, aber ich denke gar nicht daran. Behalten Sie es! Wenn es so wertvoll ist, wie Sie behaupten, werden Sie wo anders damit ein neues Geschäft aufmachen können, nach all dem, was Sie hier von mir gelernt haben ...»

«Aber ohne das Pulver ...», rief Mr. Benn weinerlich.

«Der Teufel hole Ihr Pulver!» schrie Mr. Potter. «Begreifen Sie Esel denn immer noch nicht, daß es ganz gleichgültig ist, ob Ihr Pulver existiert oder nicht? Meinen Sie, ich hätte einen Augenblick daran geglaubt, man brauche nur eine Prise davon zu nehmen, um zehn oder hundert oder tausend Jahre danach zu schlafen? Für so dumm haben Sie mich gehalten? Mein Lieber, es kommt für tüchtige Geschäftsleute nicht auf die wirklichen Dinge an, sondern auf die Idee von den Dingen. Um es Ihnen genau zu sagen: ich habe bis heute nicht daran geglaubt, daß Sie überhaupt ein Pulver haben. Jetzt, wo Sie in so lyrischen Tönen davon sprechen und wir auseinandergehen, hätte ich fast Lust, es einmal zu sehen. Wenn ich Sie damit nicht in Verlegenheit bringe ...»

Statt aller Antwort langte Mr. Benn in seine rechten Hosentaschen und holte ein kleines, seidenes Säckchen hervor. Er besah es einen Augenblick liebevoll und wollte es gerade Mr. Potter herüberreichen, als eine riesige, ziemlich behaarte Tatze ihm über die Schulter danach griff. Im nächsten Augenblick war das Säckchen in dieser riesigen Hand verschwunden. Gleichzeitig sagte eine tiefe Baßstimme:

«Danke Ihnen, Gentlemen!»

Die beiden sprangen von ihren Stühlen. Gilley stand schon wieder im Rahmen der Tür, den er gänzlich ausfüllte. Seine Fäuste hatte er in Boxerstellung vor sich hingestreckt. Mr. Potter hatte einen neunschüssigen Revolver im linken Seitenfach seines Schreibtisches liegen, aber er hätte sich bücken müssen, um zu ihm zu gelangen, und das wagte er nicht.

«Bitte, lassen Sie sich nicht stören, meine Herren», grinste Gilley. «Sie waren dabei, einzupacken. Beeilen Sie sich damit ein bißchen. Aber von dem, was noch übrig ist, bekommt Mr. Benn die Hälfte, er hat es reichlich verdient, und Sie, Potter, sind ein Gauner.»

Mr. Benn sandte von unten her einen schiefen Blick hinauf zu Gilley, den er schon halb und halb als seinen Spießgesellen ansah.

Die beiden ehrenwerten Herren stopften in aller Eile die Notenbündel in ihre Reisetaschen. Gilley stand an der Tür, die Hände scheinbar unbeschäftigt auf dem Rücken. In Wirklichkeit hatte er ein kleines, scharfes Messer hervorgezogen und schnitt damit die Telephonleitung durch, die neben dem Türpfosten herlief.

Als kein Dollarbündel mehr auf dem Tisch lag und die Schlösser der Taschen zuschnappten, sagte Gilley liebenswürdig:

«Und nun die Schlüssel, meine Herren!»

«Welche Schlüssel?» brummte Mr. Potter.

«Die hier zum Büro natürlich. Sie können doch nicht die ganze Nacht die Tür unverschlossen lassen.»

Potter begann wieder etwas zu brummen, aber plötzlich hob Gilley seine Matrosenpranke und hieb ihm mitten ins Gesicht. Der Amerikaner sackte nur auf seinen Stuhl zurück. Gilley fand den Schlüsselbund, ergriff die beiden Taschen und trat, den Rücken zur Tür und den Blick auf

(Fortsetzung Seite 1612)

Nach einer Lithographie von Ernst Kreidolf

Emil Roniger.

Der Dichter Emil Roniger, der in seiner Heimatstadt Rheinfelden am 25. Dezember seinen 50. Geburtstag feiert, erweist sich in seinem ganzen dichterischen Werk als ein überzeugter Verkündiger des Gedankens eines weiteren und reineren Menschentums. Diesem Gedanken folgte er auch bei der Uebertragung und Herausgabe bedeutendster Werke der nicht deutschsprachigen Weltliteratur, wie mancher Veröffentlichungen Romain Rollands und Gandhis; ihm folgte er bei der Gründung und Führung des «Rotapfelverlages» — eines Unternehmens, dem unser kulturelles Leben aufs Tiefste verpflichtet ist. Von seinen eigenen Werken dürfte der Roman «Die lautere Quelle» seine Haltung am klarsten erkennen lassen, die gedrungene historische Erzählung «Die Wallfahrt nach Niklashausen» am unmittelbarsten zu den Menschen sprechen.

NO. 32
WINDSOR

Weihnachtsfreude

in einem Frauenantlitz — gibt es etwas schöneres! Mit JEZLER ECHT SILBER ernten Sie wahre ungeheuchelte Dankbarkeit, denn JEZLER ECHT SILBER bedeutet wirklichen und unvergänglichen Wert, dargebracht in edler Form.

JEZLER ECHT SILBER – Schweizersilber – gilt in der Frauenwelt seit jeher als die Krone der Geschenke. JEZLER ECHT SILBER ist nur in guten Fachgeschäften erhältlich. Verlangen Sie im Laden unsere illustrierte Schrift: »Warum echtes Silber – Warum Schweizer Silber«.

JEZLER
ECHT SILBER

FLIRT
Er prüft . . .
Sie prüft . . .
Der rettende Gedanke: eine «Laurens»-Cigarette!
«Sage mir was Du rauchst und ich sage Dir wer Du bist»
LAURENS „Rot" wirkt Wunder!
LAURENS ROT
ED. LAURENS
Fr. 1.20
JETZT

die beiden Kumpane gerichtet, den Rückzug an. Als er im Vorzimmer war, schlug er die Tür zum Privatbüro zu und schloß sie ab. Wenige Sekunden später drehte sich auch der Schlüssel im Schloß der Korridortür . . .

In einem kleinen Hotel am Hafen machte sich Gilley an die Prüfung seiner Beute. Er begann die Dollars zu zählen, die sich in den Taschen befanden, aber bald wurde es ihm zu langweilig. Dann setzte er sich hin und rechnete. Er rechnete aus, was ihn oder vielmehr Medicus Stobbs seine Reise hierher gekostet hatte und was die Rückkehr kosten würde. Diese Summe entnahm er einer der Taschen, denn er sagte sich, daß die beiden Gauner schadenersatzpflichtig seien und mit Recht alle Kosten seiner Expedition gegen sie zu tragen hätten.

Dann schloß er die Taschen und bestellte sich ein Taxi. Mit dem fuhr er zur Central Station, dem größten Bahnhof New Yorks. Dort gab er die beiden Reisetaschen beim Handgepäck ab.

In sein Hotel zurückgekehrt, machte er sich an die für ihn sehr schwierige Aufgabe, einen Brief zu schreiben. Er adressierte ihn an den Chef der New-Yorker Polizei. Beiliegend empfange dieser, so stand in dem Brief zu lesen, einen Gepäckschein über zwei gefüllte Handtaschen. Der Inhalt dieser Taschen stamme aus einem großen Betrug. Näheres werde der Herr Polizeichef aus der Nummer des «Newyork Radio» erfahren, die in der kleineren der beiden Taschen liege. Außerdem empfehle es sich, die Räume der Firma Potter & Potter durch die Polizei gewaltsam öffnen zu lassen, damit die beiden Herren, die dort eingeschlossen seien, einmal wieder frische Luft schnappen könnten, wenn auch nur auf dem Wege zum Untersuchungsrichter.

Um fünf Minuten nach zwölf verließ der deutsche Riesendampfer «Bremen» den Hafen von New York. In seiner Passagierliste stand Mr. Gilley verzeichnet. Er hatte noch keine sechs Stunden gebraucht, um den Auftrag des Medicus auszuführen. Und in seiner diebischen Freude darüber konnte er es nicht begreifen, daß er je die Absicht gehabt hatte, sich von der London Bridge in die Themse zu stürzen, nur weil er glaubte, das Leben sei langweilig. . .

Die Begegnung.

Bob Gardener wanderte unermüdlich die steile Gebirgsstraße entlang. Sie war fast völlig einsam, nur zweimal begegnete er Hirten, die an den spärlich bewachsenen Abhängen ihre Ziegenherden weiden ließen. Sie riefen ihm etwas zu in einem Dialekt, den er nicht verstand. Aber aus ihren Gebärden entnahm er, daß sie ihn warnen wollten, weiter nach Norden zu gehen. Offenbar wußten sie um das Herannahen des Yogi.

Gegen Mittag wurde es so heiß, daß er ein paar Stunden im Schatten eines Feldblocks rasten mußte. Aber kaum warf die Sonne ihre Strahlen etwas schräger, so raffte er sich auf und begann seinen Marsch von neuem. Er hatte seit dem vergangenen Abend nichts gegessen, aber in der Spannung, in der er sich befand, spürte er keinen Hunger. Durst brauchte er nicht zu leiden, alle paar Meilen stieß er auf ein Wasserrinnsal, das an den Felsen herabrann.

Am Spätnachmittag überschritt er einen Paß, von dessen Höhe er auf eine kleine, ein wenig tiefer liegende Hochebene herabsehen konnte. Und sofort sah er: er war am Ziel. Denn eine riesige Menschenmenge war gerade dabei, auf dieser Fläche ihr Lager zu errichten. Die meisten waren zu Fuß, es waren aber auch Reiter darunter, ja, ganze Familien schienen auf ein paar plumpen tibetanischen Wagen zu hausen, die sich mitten in dem Menschenstrom befanden, in dessen Zentrum man gerade dabei war, ein kleines, rotes Zelt aufzuschlagen.

Gardener vermied es, auf der geraden Straße ins Lager zu gelangen, wo man ihn schon von weither bemerken mußte. Auf einem schmalen Seitenpfad schlug er sich seitwärts, umging das Lager zum großen Teil und erreichte es schließlich von einer Seite her, von der die Lagerleute höchstens Nachzügler ihres Zuges vermuten konnten. Auf diese Weise gelang es ihm, sich unbemerkt unter die Menge zu mischen.

Er ging lange zwischen den Feuern umher, die man entzündet hatte, denn die Nächte waren kalt in dieser Höhe, und lauschte auf die Gespräche, die geführt wurden. Alle drehten sie sich um den «Heiligen» und den bald erfolgenden Einzug seiner Anhänger in Barapur. Es waren Gläubige, die blindlings dem folgten, der sie führte. Es gelang Gardener nicht, aus ihren Reden zu entnehmen, was nun eigentlich das Ziel der ganzen Unternehmung war.

Bald gab er es auf, danach zu forschen. Um so größere Anziehungskraft übte das kleine rote Zelt auf ihn aus, das, als einziges seiner Art, in der Mitte des Lagers errichtet worden war. Dort, das war unschwer zu erraten, hauste der Yogi, der «Heilige».

Er beobachtete es aus der Entfernung. Es stand inmitten eines kreisförmigen Raumes, den das Volk respektvoll freigelassen hatten. Vor seinem Eingang saßen regungslos drei buddhistische Mönche mit glattrasierten Köpfen und in feuerroten Gewändern. Nichts an ihnen regte sich außer den Händen, mit denen sie unablässig auf kleinen hölzernen Trommeln ein leise dröhnendes Geräusch erzeugten.

Etwa eine Stunde lang beobachtete Gardener von weitem das Zelt, in das während dieser Zeit niemand eintrat und aus dem niemand herauskam. Sein Entschluß stand fest: im Schutze der nächtlichen Dunkelheit wollte er dort eindringen. Was dann geschehen würde, konnte er nicht voraussehen. Aber er hatte das Gefühl, daß alles gut sein würde, wenn er nur erst dem Heiligen von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand.

In dem Bestreben, eine Möglichkeit auszukundschaften, in das Zelt zu gelangen, ohne von den drei Mönchen gesehen zu werden, hatte Gardener sich allmählich in die erste Reihe derer drängen lassen, die aus der Entfernung das Zelt des Yogi anstarrten.

Plötzlich erhob sich einer der drei Lamas, ging auf den Journalisten zu, ergriff, ohne ein Wort zu sagen, seine Hand und führte ihn zum Eingang des Zeltes. Er hob den Teppich, der ihn verschloß und bedeutete Gardener mit einer stummen Handbewegung, einzutreten . . .

Als sich seine Augen ein wenig an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, das im Innern des Zeltes herrschte, sah Bob in dessen Mitte eine Gestalt hocken, die auf den ersten Blick nicht anders aussah, als die drei Mönche vor dem Eingang. Auch sie war mit dem roten Mantel der Lamas bekleidet und verharrte regungslos in jener Stellung, die Buddha seinen Anhängern für die Stunden seelischer Versenkung vorgeschrieben hat. Aber bald nahm Gardener wahr, welchen Adel dieses Antlitz besaß, dessen Augen geschlossen waren, so daß es in seinem unendlichen Frieden beinahe aussah wie das Gesicht eines Toten.

Aber wenn auch die Augen geschlossen blieben, die Lippen öffneten sich, und eine Stimme, deren Wohllaut Gardener tief ergriff, sprach:

«Fremder Mann aus fernem Land, deine Seele ist mit Fragen gefüllt, wie ein Gefäß, das am Ueberlaufen ist. Da die Ruhe deiner Seele daran hängt, so frage.»

Gardener verschlug es den Atem. Als er sich ein wenig wieder gefaßt hatte, fragte er:

«Bist du der, der da kommen soll?»

«Wir alle sind bestimmt, zu kommen, zu gehen, wiederzukommen in vielerlei Gestalt, bis daß unser Erdenweg beendet ist und wir einkehren ins Nirwana.»

«Natürlich», dachte Gardener, dessen Gehirn schon wieder ganz kühl und nüchtern funktionierte, «Seelenwanderung. Er ist ja Buddhist. Aber was nützt das mir?»

«Es gibt solche», fing die Stimme wieder an zu tönen, «deren Seele wandert ohne Gedächtnis. Sie wissen nicht, in welcher Gestalt sie auf Erden wandelten, bevor sie ihre gegenwärtige Existenz annahmen. Es sind die meisten. Einige aber gibt es, die wissen um ihr früheres Dasein, wie sie um ihr zukünftiges wissen.»

«Du gehörst zu den Wissenden, heiliger Mann?»

«Die Weltseele hat mich mit dem Wissen um das Vergangene begnadet.»

«Dann sage mir, Heiliger, ob du in deiner früheren Gestalt schon in diesem Lande warst. Guru eines Fürsten . . .»

Gardener hielt den Atem an, während der Heilige antwortete:

«Oft. Schon vor tausend Jahren. Zuletzt vor hundert. Jetzt werde ich wieder der Guru seines Fürsten sein. Dein Freund wird es nicht verhindern können . . . so gerne er möchte.»

«Hattest du damals, vor hundert Jahren, zum Freund einen weißen Mann . . . einen Engländer . . .?»

«Ja. Er war Arzt. Ich liebte ihn. Ich gab ihm das Pulver, das lange schlafen macht. Das ist es doch, was du wissen wolltest?»

Gardeners Atem ging schwer: «Wo . . . ist . . . jetzt . . . dieser . . . Mann . . .?»

Die Sekunden, die vergingen, ehe der Heilige antwortete, dröhnten wie Glockenschläge in Gardeners Ohren. Endlich klang wieder die Stimme:

«Suche den Toten nicht unter den Lebenden, sondern suche den, der lebt, unter den Toten!»

Gardener schrie beinahe auf. Hatte er diese Worte nicht schon einmal gehört? Plötzlich erinnerte er sich des Tages in Bender Abbas, als er den «lebendigen Toten» besucht hatte, den Scheich in dem kleinen, weißen Grabmal. Der Mollah, der das Grab hütete, hatte er ihm nicht wörtlich dieselbe Weissagung zuteil werden lassen wie eben der Heilige?»

«Ich habe diese Worte schon einmal vernommen. Ein Perser . . .»

«Die Wahrheit ist immer die gleiche, welcher Mund sie auch verkünden mag . . . Frage nicht weiter. Eines Tages wirst du wissen!»

«Und das Pulver?« Gardener schrie es beinahe.

Lange schwieg der Heilige, tief in sich versunken. Dann sagte er:

«Ich habe seinetwegen jetzt eben einen Befehl ausgeschickt. Du wirst Zeuge seiner Ausführung sein. Jetzt geh . . .»

Gardener wankte aus dem Zelt. Draußen war es inzwischen dunkel geworden. Vor dem Eingang stand ein Mann, der ein gesatteltes Pferd am Zaume hielt. Nach all dem, was er eben erlebt hatte, bemerkte Gardener diese Seltsamkeit gar nicht. Er warf sich auf das Tier und sprengte im Galopp auf der Straße zurück, die er gekommen war . . .

Als nach zwei Stunden das Pferd müde zu werden begann, verfiel er in Schritt und begann, über das Erlebte nachzudenken. Hatte er seine selbstgestellte Aufgabe gelöst? War das Rätsel um diesen Medicus Stobbs und sein Zauberpulver enthüllt? War jener ein Betrüger? Würde es ihm gelingen, Cynthia davon zu überzeugen?»

Wenn er es genau und ruhig überdachte, so war das meiste dessen, was der Medicus behauptet hatte, durch den Heiligen bestätigt worden. Denn daß dieser selbst eine Reinkarnation jenes Guru von vor hundert Jahren war, daran wagte selbst Gardener nicht mehr zu zweifeln. Und hatte jener Guru nicht einen weißen Arzt zum Freund gehabt, hatte er ihm nicht das «Pulver des langen Schlafes» gegeben — ganz in Uebereinstimmung mit der Schilderung des Medicus? Wenn dem aber so war, konnte dann noch ein Zweifel daran bestehen, daß auch dieser Stobbs nach hundert Jahren wieder aufgetaucht war, daß sein Pulver wirklich jene Kraft besaß, die er ihm zuschrieb?

Hier aber klaffte eine Lücke. Statt der letzten Gewißheit gab es nichts als ein Orakel. Der Heilige hatte n i c h t gesagt, daß sein weißer Freund noch lebe. «Suchet den Toten nicht unter den Lebenden . . .!» hieß das nicht, daß jener tot sei? Aber wer war dann der Lebende, den Gardener unter den Toten suchen sollte?

Er schlug dem Pferd die Hacken in die Seiten, daß es zum Galopp ansprang. «Zum Teufel mit diesem ganzen indischen Zauber!» sagte er zu sich selbst, «er ist zu nichts gut, als einem gesund denkenden Mann den Kopf zu verdrehen. Es gibt gewisse Dinge in der Welt, von denen soll der Europäer die Finger lassen. Eines ist gewiß: ich werde mir Cynthia durch diesen ganzen Unsinn nicht rauben lassen. Und wenn ich den Kerl, den Stobbs, totschlagen müßte . . .!»

Mitten in der Nacht kam er in Barapur an und ging geradewegs in Sherridans Zimmer. Der S. S.-Mann lag angezogen auf seinem Bett. Als Gardener eintrat, fuhr er in die Höhe:

«Zum Teufel, wo kommen Sie denn her? Ich habe den ganzen Tag nach Ihnen suchen lassen. Einen schönen Schreck haben Sie mir eingejagt. Und einen noch größeren hat der Resident bekommen, als ich mich ihm nun wohl oder übel als das vorstellen mußte, was ich bin. Er sperrte Mund und Augen auf, als Ihr Diener Abduraman sich plötzlich in Captain Sherridan verwandelte. Aber wo kommen Sie denn her, Menschenskind?»

Der Journalist berichtete sein Abenteuer. Sherridan hörte ihm aufmerksam zu, wobei er manchmal leise durch die Zähne pfiff. Als Gardener geendet hatte, sagte er:

«Ich muß Ihnen für Ihren Seitensprung doch sehr dankbar sein. Was Sie mir erzählt haben, ist für mich äußerst wertvoll. Wir, d. h. der Resident, muß alle bisher getroffenen Maßnahmen umstoßen!»

«Darf man wissen, was ihr vorhattet?»

«Ja. Wir wollten den Kerl, diesen Heiligen, kurzerhand gefangennehmen. Aber nach dem, was Sie mir von ihm erzählt haben, scheint es mir besser, wir vertragen uns mit ihm. Der Fürst soll ihn ruhig zu seinem ‚Guru' machen. Ich werde hierbleiben und sein weißer ‚Guru' sein. Ich werde ganz gut mit meinem Kollegen auskommen.»

«Und woher diese Sinnesänderung?»

Sherridan steckte sich seine Pfeife an: «Ich will Ihnen was sagen, Gardener: der Mensch soll, wenn er es vermeiden kann, nicht gegen Mächte kämpfen, die er nicht begreift. Sie werden mich gleich fragen, ob ich an den ‚Guru' glaube, ich kann Ihnen nur antworten, daß ich mir darüber nicht den Kopf zerbreche. Die Menschen hier glauben an ihn, und diesen Glauben kann man weder durch Kanonen noch durch Fliegerbomben zerstören. Also ist es besser, sich mit ihm zu vertragen. Darüber, was wirklich mit ihm los ist, werde ich nachdenken, wenn ich in Pension gegangen bin. Wenn ich es dann nicht vorziehen werde, lieber in Schottland zu fischen.

Sie können meinen Wagen haben, Gardener, und das beste ist, Sie fahren gleich ab. In drei Tagen geht das Flugzeug von Dehli. Grüßen Sie mir das gute, alte London. . .!»

«Lesen Sie das mal . . .»

Der Right Honourable Thomas Wedgwood, Präsident des Ten-Clubs, steckte den Kopf aus der Tür seines Zimmers in die Halle hinaus, in der niemand saß als Oberst Greasy.

«Greasy», rief er, «kommen Sie doch auf einen Augenblick zu mir! Ich habe da etwas, was gerade Sie interessieren wird.»

Greasy erhob sich langsam aus seinem Klubsessel und folgte dem Vorsitzenden in sein Zimmer.

«Lesen Sie das mal!» sagte Wedgwood und reichte ihm einen Brief. Der Oberst klemmte sich bedächtig seine Brille auf die Nase und las murmelnd:

An den Herrn Präsidenten des Ten-Clubs, London.

Sehr geehrter Herr,

der ergebenst Unterzeichnete ist den Mitgliedern Ihres ehrenwerten Clubs eine Erklärung schuldig.

Er bittet darum, dieselbe heute in acht Tagen, also am 9. Juli, abgeben zu dürfen. Da an dieser Erklärung jedoch auch noch andere Personen interessiert sind, als die Mitglieder des Ten-Clubs, so erlaubt der Unterzeichnete sich, diese zum genannten Tage um 4 Uhr nachmittags in das Haus Knokdrin einzuladen.

Aufnahme London Film Production

Aufschwung der englischen Filmindustrie.

Wenn in den letzten Jahren von Filmen die Rede war, dann immer nur von deutschen, amerikanischen oder französischen. Um Filme englischer Herkunft handelte es sich nie. Das soll jetzt anders werden. Die Engländer strengen sich an, den in filmischen Dingen andern Ländern gewährten Vorsprung einzuholen und eigene, für den Weltmarkt zugeschnittene Filme zu schaffen. Dazu holen sie sich aus Deutschland und Amerika einige zu internationalem Ansehen gelangte Darsteller, wie z. B. Elisabeth Bergner und Douglas Fairbanks junior, die sich auf unserem Bild in einem historischen Film als Katharina die Große von Rußland, und Zar Peter III. gegenüberstehen.

Wenn ich um vollzähliges Erscheinen bitte, so tue ich es in dem Bewußtsein, denen, die dieser Einladung folgen, eine Eröffnung von außerordentlichem Interesse machen zu können.

Mit dem Ausdruck größter Hochachtung

Ihr ergebener

Josiah Stobbs, Medicus.

«Donnerwetter!» rief Oberst Greasy, «das ist wirklich ein interessantes Dokument! Verlassen Sie sich darauf, ich werde mir die Eröffnung dieses Medicus Stobbs anhören. Aber ich kann Ihnen heute schon sagen, was sie enthalten wird: daß wir ihm gehörig auf den Leim gegangen sind. Daß er ein Schwindler ist! Und wenn er das eingestanden hat, werde ich hingehen und ihn ohrfeigen. Denn ich bin nicht der Mann, der sich von einem Scharlatan zum Narren halten läßt . . .!»

Die Inschrift auf dem Grabstein.

Zwei Tage mußte Gardener in Delhi warten, ehe das Flugzeug nach England startete. Noch nie war ihm die Zeit so lang geworden wie in diesen zwei kurzen Tagen. Und noch nie war ihm der Erfolg einer seiner Reisen so zweifelhaft erschienen als dieser, an deren Gelingen ihm mehr gelegen hatte als bei allen anderen.

Er gestand sich ein, daß er nun, da er im Begriff war, Indien zu verlassen, seinem Ziel nicht viel näher gekommen war. Viel von dem, was er erfahren hatte, sprach für den Medicus, manches dagegen . . . Sicherheit gab es keine. Das Rätsel, dessen Lösung er in Barapur zu finden gehofft hatte, blieb so geheimnisvoll wie es war.

Gardener hätte kein Engländer sein müssen, um sich von diesen Ueberlegungen aus dem Sattel werfen zu lassen. Schließlich: war es so wichtig, dieses hartnäckige Geheimnis zu ergründen? Wichtig war allein, Cynthia vor dem Irrsinn dieses Experimentes zu bewahren, das Stobbs mit ihr — und mit ihm! — vornehmen wollte. Dazu brauchte man aber nicht einmal, wie er im ersten Zorn über das Mißlingen seiner Reise beabsichtigte, den Medicus totzuschlagen. Er brauchte sich nur in den Besitz des Pulvers zu setzen. Die Themse war tief . . .

Am Morgen des Tages, an dessen Nachmittag sein Flugzeug starten sollte, lieh er sich bei Sonnenaufgang ein Pferd und ritt in die Umgebung Delhis. Er hatte kein bestimmtes Ziel, und nachdem er einmal dem Bezirke der Stadt mit ihren engen Gassen und penetranten Gerüchen entronnen war, kümmerte er sich nicht um die Richtung, die das Pferd einschlug. Er war völlig in seine trüben Gedanken versunken.

Es mußten Stunden vergangen sein, als ihn ein quälender Durst aus seinem Brüten weckte. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, es war nahezu unerträglich heiß. Er mußte unbedingt etwas zu trinken haben. Er hielt das Pferd an und versuchte, sich zu orientieren. Zu seiner Rechten sah er in weiter Entfernung die Türme der Stadt. Rings um ihn war eine Art von der Sonne verbrannter Weide, von Geröll übersät. Magere Kühe weideten darauf. Aber nicht allzuweit sah er eine Art von Gehöft oder was es sein mochte, über dessen hohe Mauern sich die Wipfel von Palmen und Zypressen erhoben. Wo eine so üppige Vegetation herrschte, mußte es Wasser geben. Gardener lenkte sein Pferd dorthin und das laute Gewieher des Tieres bestätigte ihm, daß auch dieses einen kühlen Trunk witterte.

Er mußte um mehr als die Hälfte der Mauer herumreiten, ehe er an eine Eingangspforte kam. Als er sie öffnete, sah er zu seinem Erstaunen, daß das, was er für ein Gehöft gehalten hatte, ein Friedhof war. Ein christlicher Friedhof! In langen Reihen standen die steinernen Kreuze da, überschattet von den Wipfeln der Palmen und Zypressen und umrankt von immergrünen Schlingpflanzen.

Dicht am Eingang befand sich eine Hütte, aus der ein indischer Gärtner heraustrat. Ohne daß Gardener auch nur ein Wort zu sagen brauchte, hielt er ihm einen irdenen Krug mit köstlich kaltem Wasser entgegen. Dann nahm er das Pferd beim Zügel und führte es zu einer Zisterne, deren Eimer er hinabgleiten ließ, um das Pferd zu tränken. Offenbar hielt er Gardener für jemanden, der einen Angehörigen auf diesem Friedhof liegen hatte und der sein Grab besuchen wollte.

Unter den hohen Bäumen war es verhältnismäßig kühl und Gardener begann, die schattigen Wege zwischen den Gräbern entlang zu wandeln. Als er an ein Grab kam, vor dem man eine Bank aufgestellt hatte, setzte er sich und verfiel fast augenblicklich in eine Art Halbschlummer. Der lange Ritt in der glühenden Sonne hatte ihn mehr angestrengt als er bis jetzt empfunden hatte.

Die leise Berührung einer braunen Hand weckte ihn. Der indische Gärtner stand vor ihm. «Sahib», sagte er, «es ist Mittag, der Friedhof wird geschlossen. Ich habe dein Pferd gefüttert und getränkt. Willst du nicht heimreiten?»

Gardener schreckte auf. Wie lange mochte er auf dieser Bank geschlummert haben? Er rieb sich die Augen, reckte sich. Der Inder entfernte sich leise in der Richtung des Ausganges, das Pferd des Sahibs vorzuführen.

Gardener erhob sich schlaftrunken. Er reckte die Arme, nahm Tropenhelm und Handschuhe auf, die er abgelegt hatte, und schickte sich an, den Friehof zu verlassen. Dabei fiel sein Blick zufällig auf ein Grab, das der Bank gegenüber lag, auf der er gesessen hatte. Es war nicht von einem Kreuz geschmückt, sondern von einem quaderförmigen Stein ohne jedes religiöse Zeichen.

Und plötzlich war Gardener hell wach. Seine Augen öffneten sich weit, er trat unwillkürlich einen Schritt näher, und es schien, als wollten sich seine Blicke in den harten Stein bohren. Er mußte schon viele Jahre da stehen, denn nicht nur waren die Schlingpflanzen dickichtartig an ihm hochgeklettert, sondern auch die von dem Gärtner sorgfältig freigehaltene Inschrift war zum Teil verwittert.

Und dennoch war diese Inschrift deutlich zu lesen, und sie jagte Gardener alles Blut zum Herzen. Denn unter einem kunstvoll eingemeißelten Aeskulapstab, um den sich in zierlichen Windungen eine Schlange ringelte, stand da:

(Fortsetzung Seite 1618)

4711
Tradition
Eigenart
Vorkämpfer des Qualitätsgedankens.
Von jeher war die echte "4711" vorbildliche deutsche Wertarbeit. Überall da, wo es gilt, sich Frische und Spannkraft zu erhalten – im Beruf, im täglichen Leben, beim Sport und auf Reisen –, ist es die köstliche "4711", die immer wieder erquickt und belebt. Geschaffen im Zeichen des Qualitätsgedankens sind auch die übrigen "4711" Schöpfungen – all die erlesenen Seifen, Cremes, Puder und Parfums.
EAU DE COLOGNE
BLUE & GOLD
№ 4711.
KÖLNISCH WASSER
CREME
SEIFE
FERD. MÜLHENS
KÖLN A/RH.
Stets erste Preise
BLUE & GOLD EAU DE COLOGNE DOUBLE
GLOCKENGASSE № 4711
KÖLN A/RH.
"4711" Die Qualitäts-Weltmarke

Hier ruht in Gott
der sehr ehrenwerte
Herr
JOSIAH STOBBS
weiland
MEDICUS
der Britisch-Ostindischen Handelskompagnie
und später
LEIBARZT
Sr. Hoheit des Maharadschahs Srinavas Panchagur
von Senderabad
geb. 3. X. 1785 — gest. 6. IV. 1851

Gardener schwindelte es. Er mußte sich einen Augenblick wieder auf die Bank setzen. Dann durchzuckte ihn plötzlich ein Gefühl fast übermütiger Freude, reinen Triumphes. Wenn er hier vor dem Grabe des Medicus Josiah Stobbs stand, Arzt der Ostindischen Kompagnie und Leibarzt eines früheren Maharadschahs von Senderabad — dann konnte dieser Stobbs unmöglich lebendig in London herumlaufen und Cynthia Shell den Kopf verdrehen. Plötzlich hatte er jene Gewißheit, um derentwillen er die Reise nach Indien gemacht hatte. Gardener war kein sehr frommes Gemüt und aller Wunderglauben lag ihm meilenfern, aber in diesem Augenblick glaubte er an ein Walten der Vorsehung, das ihn heute, am Tage seiner Abreise, vor dieses Grab geführt hatte.

Er stürmte mit Riesenschritten dem Ausgang zu, wo der Gärtner schon sein Pferd beim Zügel hielt. Plötzlich hielt er im Laufen inne, drehte um und kehrte zu dem Grab des Medicus Stobbs zurück. Dort holte er aus seiner Jackentasche eine winzige Kamera hervor, die er immer bei sich trug. Sorgfältig stellte er die Entfernung ein und knipste dreimal. Er konnte sicher sein, daß auf allen drei Aufnahmen die Inschrift auf dem Aeskulapstab deutlich zu lesen sein würde.

Dann rannte er zum Ausgang, warf sich auf das Pferd und sprengte davon. Aber er war noch keine fünfzig Meter entfernt, als er den Gaul mit einem Ruck anhielt.

«Fang!» schrie er dem Gärtner zu, der ihm erstaunt nachgestarrt hatte. Ein weißes Papier flatterte durch die Luft. Als es der Inder endlich haschte, sah er, daß es eine Zehnpfundnote war.

Er verneigte sich ein Dutzend mal tief vor Gardener, der in voller Karriere der Stadt Delhi zusprengte.

Wenige Stunden später hob sich das riesige, dreimotorige Flugzeug in die Lüfte, das von Delhi nach London startete. Gardener war froh, wiederum der einzige Passagier zu sein. So konnte er nach Herzenslust seinen Gedanken nachhängen. Und ebenso nach Herzenslust schlafen, was ihm nach den Strapazen und Aufregungen der letzten Woche besonders nottat.

Aber er war wach, als sie angesichts der persischen Küste über das Meer auf Bagdad zuflogen. Er erinnerte sich der Notlandung im Sandsturm, der endlosen Tage, die er in Bender Abbas verbracht hatte. Und plötzlich klang ihm ein Wort in den Ohren, das er dort zum erstenmal vernommen hatte:

«. . . sondern suchet den Lebendigen bei den Toten!»

Wie Schuppen fiel es ihm plötzlich von den Augen! Daß es ihm nicht eingefallen war in dem Augenblick, da er das Grab des Medicus Stobbs auf dem kleinen Europäerfriedhof von Delhi entdeckt hatte! Hatte er da nicht den «Lebendigen», diesen angeblich hundertfünfzigjährigen Medicus Stobbs — bei den Toten gefunden! War der Sinn der doppelten Weissagung jetzt nicht ganz klar? Und leuchtete dann nicht auch ihr erster Teil ein: «Suchet den Toten nicht bei den Lebendigen . . .!» Wenn der Medicus Stobbs seit 1851 in seinem indischen Grab ruhte, hatte es wirklich keinen Sinn, ihn in der Person eines Mannes zu suchen, der 1933 in London herumlief.

Und wenn dieser Mann behauptete, mit jenem identisch zu sein, dann mußte auch Cynthia einsehen, daß er ein Schwindler war oder ein Narr.

Der Sargschläfer.

Am Morgen des 9. Juli — jenes Tages, zu dem Stobbs die Mitglieder des Ten-Clubs nach Haus Knokdrin geladen hatte, hörte Schwester Evelyn in aller Herrgottsfrühe den ihr wohlbekannten Pfiff Gilleys. Sie fuhr aus dem Bett, warf ihren Morgenrock über und steckte den Kopf zum Fenster hinaus.

«Gilley!» rief sie freudig aus, «bist du wieder zurück?»

«Still», sagte Gilley, «nicht so laut. Ist der Medicus da?»

«Nein. Er hat sich seit zwei Tagen nicht hier draußen blicken lassen. Warst du nicht erst in der Stadtwohnung?»

«Von dort komme ich eben! Er war nicht da, sein Bett war unberührt. Ich dachte, er sei bei euch in Knokdrin. Das ist ja eine schöne Geschichte!»

Schwester Evelyn kam zu ihm herunter und sie beratschlagten, was zu tun sei. Schließlich kamen sie überein, noch zwei Stunden zu warten und dann in der Wohnung des Medicus anzurufen. Als die Frist verstrichen war und Stobbs sich auf den Anruf nicht meldete, ging Evelyn zum Zimmer Cynthias, um ihr das Verschwinden des Medicus zu melden.

Die Aerztin erschrak heftig. Vor einigen Tagen hatte ihr Stobbs eröffnet, daß er heute vor ihr, Christie, Professor Kelby, Pearson und den Mitgliedern des Ten-Clubs eine Erklärung abgeben würde, über deren Charakter er jedoch jede Auskunft verweigerte. Und nun war er verschwunden!

Sie irrte im Garten umher, um zu überlegen, wie sie die Suche nach ihm organisieren könnte. Solange es nicht unbedingt notwendig war, wollte sie die Polizei nicht verständigen. Sie ahnte ja nicht, daß es gerade die Polizei war, die am besten hätte Auskunft geben können, wo der Medicus Stobbs sich zurzeit befand: auf der Wache in Scotland Yard!

Während sie noch überlegte, an wen sie sich am besten wenden könne und ihr gerade Sir Ronald Duff eingefallen war, brachte man ein Telegramm. Sie riß es mit fliegenden Händen auf und las:

«bin mittags london. stobbs schwindler. küsse bob.»

«Gott sei Dank!» murmelte sie, «Bob kommt! Dann ist alles gut . . .»

*

Erinnert man sich noch des jungen Burry, jenes Neffen des Zeitungskönigs Lord Burry, der der erste war, der dem Medicus Stobbs begegnet war, als er in unserer Geschichte auftauchte?

In der Nacht vom achten zum neunten Juli kam der junge Burry auf dem Wege von der Redaktion am Tower vorbei. Er war, wie rühmend hervorgehoben werden muß, völlig nüchtern.

Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen. Während er selbst an der Mauer des Towers entlang gegangen war, hatte vom Trinity Square her ein Herr die Straße gekreuzt und ging gerade auf die Mauer los. Burry sah einige Sekunden deutlich ein Gesicht, das von einer Bogenlampe beleuchtet wurde. Es kam ihm so bekannt vor! Wenn er sich doch nur erinnern konnte, wo er diesen Mann schon einmal gesehen hatte.

Aber zum Nachdenken blieb ihm nicht die mindeste Zeit. Denn was nun geschah, nahm Burrys Aufmerksamkeit völlig gefangen. Der Mann machte, an der Mauer angelangt, rechts um, so daß er Burry nun den Rücken zukehrte, und marschierte etwa ein Dutzend Schritte geradeaus. Dann machte er links um und verschwand in der Mauer!

(Fortsetzung folgt)

Machen Sie die Probe:

Verreiben Sie eine gewöhnliche Fett- oder Sonnenschutzcreme auf der einen, Creme Mouson auf der anderen Hand. Sie werden beobachten, daß die erstere als glänzender Überzug auf der Haut stehen bleibt, während Creme Mouson sofort tief in alle Poren eindringt.

Das ist der grundlegende Unterschied. Creme Mouson begnügt sich nicht damit die Haut einzufetten, sie hat Tiefenwirkung. Die präparierten, glanzlosen Creme Mouson-Fette werden restlos von den Hautgeweben aufgenommen, reinigend, nährend, und die Haut von innen heraus glättend und verjüngend.

In ihrer schnellen, zuverlässigen Wirkung gegen rauhe aufgesprungene Haut ist Creme Mouson unübertroffen.

In der Tiefen-Wirkung liegt der besondere Wert der Creme Mouson Hautpflege

Sie enthält Creme Mouson

. . . . . darin liegt das Geheimnis der einzigartigen Wirkung der Creme Mouson-Seife. Während der sahnige, schneeweiße Schaum alle Unreinheiten beseitigt, pflegt die in ihm enthaltene Creme Mouson die Haut und erhält sie rein, zart und geschmeidig.

GLÄTTE OHNE GLANZ DURCH
CREME MOUSON

General-Depot Willy Reichelt, Küsnacht (Zürich)

Wer Brissago raucht schätzt das Geschenk erst recht, wenn es die ächte **Blauband** ist.